

EIN MITTELALTER-THRILLER VON
MARCELLO SIMONI

DIE ABTEI DER HUNDERT SÜNDEN

Leseprobe



emons:



Marcello Simoni, 1975 in Comacchio in der italienischen Provinz Ferrara geboren, studierte Literatur und arbeitete als Buchhändler und Archäologe. Sein Debütroman »Der Händler der verfluchten Bücher« wurde über Nacht zum Weltbestseller. Der Mittelalter-Thriller wurde in fünfzehn Sprachen übersetzt, gewann renommierte Literaturpreise und belegte Spitzenplätze in den Bestsellerlisten.

*»Hochmut entfernt uns von Gott, Neid vom Nächsten,
Zorn von uns selbst.«*

Hugo von Sankt Viktor, »De quinque septenis«

Prolog

*Die Wälder von Ferrara, in der Nähe des Weilers San Giorgio,
12. April 1333*

Die drei Männer trafen sich nach Sonnenuntergang unter größter Geheimhaltung. Zwei von ihnen waren gemeinsam gekommen, sie waren den Flusslauf des Padus entlanggeritten, bis sie sich fast in dem Labyrinth von Tälern und Sümpfen verirrt hätten. Nun warteten sie im Wald und lauschten in der Dunkelheit aufmerksam auf jedes Geräusch. Die Ähnlichkeit ihrer Züge, der gleiche helle Teint und die fuchsroten Haare verrieten, dass sie eng verwandt sein mussten. Der Ältere hatte einen so durchdringenden Blick, dass er selbst inmitten eines Schlachtgetümmels aufgefallen wäre. Beide trugen fein ziselierte Plattenpanzer, was auf eine Herkunft aus vornehmerm Haus schließen ließ, ebenso wie das prächtige Sattelzeug ihrer Pferde.

Der dritte Mann kam als Letzter, auch er zu Pferd. Er

trug einen purpurnen Umhang und einen Kardinalshut, doch die Eisenhandschuhe, die die Zügel fest im Griff hatten, ließen erahnen, dass sich unter dem Umhang ein Kettenhemd verbarg.

»Eure Majestät, Eure Hoheit«, sagte er, als er unter der Krone einer großen Ulme zum Stehen kam, »was für eine Ehre.«

»Da seid Ihr ja endlich«, sagte der junge Mann aufgebracht, ebenso wie sein Gegenüber in perfektem Französisch. Er war noch keine siebzehn, das Ungestüm und der Eifer der Jugend standen ihm ins Gesicht geschrieben. »Ein wenig später, Eminenz, und Ihr hättet uns nicht mehr angetroffen.«

Der Mann an seiner Seite brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Verzeiht meinem Sohn, Eminenz. Er hat viele Talente, verfügt jedoch nicht über die Gabe, seine Zunge im Zaum zu halten.«

»Nun, das wird der Prinz wohl lernen müssen«, entgegnete der Kardinal bedeutungsvoll. »Auf jeden Fall mit der heutigen Nacht.«

»Ihr habt ihn also gefunden?«

Der Kardinal nickte. »Er war auf dem Weg nach Ferrara. Meine Soldaten haben ihn in der Nähe der Stadtmauern aufgegriffen, als sie die Belagerung vorbereiteten. Eine glückliche Fügung.«

»Dann habt Ihr uns also nicht umsonst hierher bestellt.« Die Miene des jungen Mannes hellte sich auf. »Und sagt, Eminenz, hat er bereits ... geredet?«

»Habt Ihr daran irgendeinen Zweifel?«

Wortlos bedeutete der Kardinal den beiden Rittern, ihm zu folgen, und lenkte sein Pferd im Trab durch die Bäume.

Zum Schlag der Nachtigall und den Lauten anderer

nächtlicher Tiere ritten sie durch die dichten Schatten vorwärts, bis sie zu einer Lichtung kamen, auf der sich Knapen und Belagerungsmaschinen drängten. In der Mitte des von Fackeln erleuchteten Platzes lag ein vollständig unbekleideter Mann auf dem Boden. Der Tonsur nach zu schließen, handelte es sich um einen Mönch. Er war in einer unnatürlichen Haltung, ähnlich einem großen X, ausgestreckt: Arme und Beine waren mit Seilen an vier Pferde gefesselt.

Die Tiere standen still, und die Seile hingen schlaff herab, aber auf dem Gesicht des Unglückseligen zeichnete sich noch immer unsagbare Qual ab. Ellenbogen und Knie sowie Schulter- und Handgelenke waren deutlich angeschwollen, offenbar waren sie weit über die Schmerzgrenze hinaus gedehnt worden.

Der Kardinal saß ab und beugte sich über den Mann. »Pater Facio di Malaspina, seit drei Jahren auf der Flucht.« Die Worte galten jedoch nicht dem am Boden Liegenden, sondern den beiden Rittern hinter ihm, die wie er vom Pferd gestiegen waren. Er nahm den Hut ab, unter dem ein dichter grauer Haarschopf zum Vorschein kam, und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, auf dem sich nun ein Lächeln ausbreitete. »Auf der Flucht, um etwas ebenso Seltenes wie Kostbares zu verbergen. Doch als er gefangen genommen wurde, hatte er es nicht bei sich.«

Bei diesen Worten zuckte der Mönch heftig und stieß einen hasserfüllten Schrei aus. »Verflucht sollt Ihr sein!« Er versuchte, sich aufzurichten, doch Arme und Beine konnten sein Gewicht nicht tragen. »Verflucht seid Ihr ... und alle Hunde aus Avignon!«, zischte er, ließ sich zurück zu Boden fallen und schloss erschöpft die Augen.

»Ich begreife nicht.« Der ältere Ritter wechselte einen

schnellen Blick mit seinem Sohn. »Wenn er nichts bei sich hatte ...«

»Er hat es versteckt«, erklärte der Kardinal, »in einem Dorf hier ganz in der Nähe.« Er richtete sich wieder auf und streifte ein paar Grashalme von seinem Umhang. »Ich habe einige zuverlässige Männer losgeschickt, um es zu holen, daher rührte meine Verspätung. Sie sollten inzwischen auf dem Weg hierher sein.«

Und tatsächlich tauchten wenig später fünf Gestalten im Mondschein aus dem Unterholz auf. Sie trugen genietete Brigantinen und weite schwarze Umhänge, deren Kapuzen sie tief ins Gesicht gezogen hatten. Der Größte von ihnen, von den anderen links und rechts flankiert, hielt einen kleinen Schrein fest an die Brust gepresst. Als die Gruppe den Kardinal erreichte, ging er vor ihm auf die Knie und reichte ihm den Schrein wortlos.

Einen Moment lang betrachtete der Kardinal den Behälter fast furchtsam, bis er ihn schließlich ungeduldig öffnete. Darin befanden sich drei Gegenstände.

»*Dominus meus et Deus meus*«, murmelte er mit bebender Stimme, dann bekreuzigte er sich und zeigte den beiden Rittern ehrfürchtig den Inhalt. Gespannt musterte er ihre Mienen und wartete, ob sie sich dazu äußerten. Als das Schweigen andauerte, ergriff er selbst das Wort. »Ich werde den Kelch an mich nehmen, und der Prinz wird die Lanzenspitze zur Aufbewahrung erhalten«, sagte er gewichtig. »Was Euch betrifft, Majestät ...« Er nahm den dritten Gegenstand aus dem Schrein, um ihn im Licht einer Fackel zu betrachten. Es war eine kleine Pergamentrolle.

Als der König sie erblickte, löste er sich aus seiner bewundernden Erstarrung. »Die steht mir zu«, sagte er und

entriss dem Kardinal die Rolle, »und mit ihr das Geheimnis.«

Der Kardinal schien zunächst etwas einwenden zu wollen, doch dann presste er schicksalsergeben die Lippen zusammen. »So soll es sein, Majestät«, sagte er schmeichlerisch. »Sie wird Euch gehören, bis wir beschließen, ihre Existenz zu enthüllen.«

»Dennoch, Eminenz ...«, widersprach der andere immer noch misstrauisch. »Verzeiht mir meine Beharrlichkeit, aber sollte Euch in der Zwischenzeit ein Unglück ereilen oder sollte ich Euch nicht mehr erreichen können, wie könnte ich die Echtheit dieses Dokuments belegen?«

Der Kardinal seufzte. »Ihr habt recht, ohne meine Beglaubigung könnte es für eine Fälschung gehalten werden. Lasst mich kurz überlegen.« Er betrachtete die kleine Rolle schweigend, dann nickte er kurz, streifte seinen rechten Eisenhandschuh ab und zog den goldenen Ring vom Ringfinger. »Legt den hier dazu, als Garant für meine Worte«, sagte er und übergab ihn dem König. »Aber gebt gut auf ihn acht, zeigt ihn niemandem, ehe der richtige Moment gekommen ist.«

»Dann, wenn wir uns wieder treffen«, sagte der König, während er den Ring an sich nahm, »und zwar vor dem Papst.«

Der Kardinal lächelte verschwörerisch. »Dann, wenn Euer Sohn Kaiser wird.«

Als die drei Männer forttritten, ließen sie den nackten, reglosen Körper in der Mitte der Lichtung zurück.

Doch Pater Facio di Malaspina war noch am Leben.

1. Der Stein der Verbannung

Hochebene von Crécy, 26. August 1346

Maynard hatte wieder diesen Traum. Drei Reiter in Rüstung preschten in wütendem Galopp heran. Sie wirkten nicht wie gewöhnliche Sterbliche. Ihre Köpfe waren von gleißenden Heiligenscheinen umhüllt, jeder in einer anderen Farbe. Der erste weiß, der zweite rot und der dritte golden. Sie ritten durch die Dunkelheit mit rätselhaften Trophäen in der Faust, ihre langen Haare wehten wie Kometschweife im Wind hinter ihnen her.

Bevor er die Augen öffnete, hatte er immer noch das Bild vor sich, das die eigenen Erinnerungen der kürzlichen Geschehnisse überlagerte, und einen Augenblick lang folgte er gedanklich den drei Reitern, wie sie in einer Orgie des Todes und der Gewalt durch die Reihen kämpfender Männer jagten. Dann hörte er die Pfeile der Engländer surren, das ängstliche Wiehern seines Pferdes, den Aufprall ... Und er schreckte aus der Ohnmacht hoch.

Er lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden, sein Mund war voller Schlamm, und als er jetzt die Augen öffnete, sah er nur absolute Schwärze. Der Regen prasselte auf seine Rüstung, ein finsternes, unangenehmes Geräusch, das ihn dazu drängte, aufzustehen. Doch es gelang ihm nicht. Er konnte seine Beine nicht rühren. Furcht packte ihn, als er erkannte, dass etwas Schweres auf seinen Rücken drückte. Mit verzweifelter Anstrengung streckte er den linken Arm – den rechten konnte er nicht bewegen – auf der Suche nach einem Halt aus. Blind ertastete er mit seinem eisernen Handschuh etwas. Es waren Schnüre. Er

umklammerte sie fest und zog sich mühsam daran vorwärts. Die Rüstung behinderte ihn, schränkte seine Bewegungen ein, doch endlich konnte er sich so weit durch den Morast schleppen, bis auch der rechte Arm frei war.

Nun konnte er den Helm abnehmen. Mühsam löste er den Riemen, der ihn im Nacken mit dem Obergewand verband, und zog ihn ab, dabei zerkratzte er sich das Gesicht. Im grau-dämmrigen Licht der Abendstunde erkannte er, woran er sich festgehalten hatte: Es waren die Zügel seines toten Pferdes.

Vor ihm lagen unzählige Leichen in Metallpanzern, die sterblichen Überreste derer, die er bis vor Kurzem Waffenbrüder genannt hatte. Dieser makabre Anblick erstreckte sich, so weit das Auge reichte, bis hin zum Fuß des Hügels. Ritter, Fußsoldaten und Armbrustschützen, in einem verheerenden Streich von der Sichel des Todes gefällt, lagen stumm Seite an Seite auf dem Boden, der von blutroten Rinnsalen überzogen war.

Maynard überwand sein Grauen, doch den schamvollen Zorn darüber, so viele tapfere Gefährten den Raben zum Fraß ausgeliefert zu sehen, konnte er nicht so einfach abschütteln. Er verlieh ihm die Kraft, sich noch einmal mächtig vorwärtszuschieben und sich so von der Last der Toten zu befreien, die auf ihm lagen, dann drehte er sich auf die Seite, um tief durchzuatmen. Der Regen auf seinem Gesicht fühlte sich frisch und kühl an, vermittelte ihm fast ein Gefühl von Reinheit.

Ein plötzlicher Schmerz im linken Bein lenkte seine Aufmerksamkeit auf sein Knie, und er sah, dass ein abgebrochener Pfeil darinsteckte. Jetzt erinnerte er sich, dass er mitten im Angriff getroffen worden, zu Boden gestürzt und unter der Menge begraben worden war. Er beugte sich

vor, um die Wunde zu untersuchen, doch in dem Moment fiel ein Schatten über ihn. Instinktiv schnellte sein rechter Arm hoch. Er bekam das Handgelenk eines Mannes zu fassen und konnte so gerade noch den Angriff durch einen Gnadenbringer abwehren. Über ihm stand ein englischer Fußsoldat. Maynard drehte schnell den Oberkörper zur Seite, ergriff die Lanze eines der Toten neben ihm und ramnte sie dem Mann unter das Kinn.

Dann ließ er den Sterbenden fallen und rang keuchend nach Atem.

Er musste weg von hier, sofort. Mühsam, sich auf sein rechtes Bein stützend, versuchte er, aufzustehen. Gleich rutschte er wieder in den Schlamm. Obwohl er zu schwach zum Gehen war, schwor er sich, dass er nicht hierbleiben würde, und wenn er wie ein Wurm durch den Morast kriechen musste. Er wusste, wohin er sich zu wenden hatte. Wenn das französische Heer besiegt worden war, hatten die Truppen Edwards III. und des Schwarzen Prinzen gewiss die Dörfer im Norden und die Straße, die der Mave nach Westen folgte, unter Kontrolle. Ihm blieb nur eine Möglichkeit: Er musste nach Osten zu der alten römischen Straße, die nach Amiens führte, und von dort nach Süden. Nicht gerade leicht für einen Mann, der sich nicht auf den Beinen halten konnte. Aber immer noch besser, als hier auf den Tod zu warten.

Also kroch er los, wobei er sich an allem vorwärtszerterte, was er vorfand. Blutüberströmte Körper, Waffen, die in den Boden gerammt waren, vertrocknete Büsche ... Alles war ihm recht, solange es ihm nur beim Vorankommen half. Doch die unglaubliche Anstrengung zwang ihn schließlich, innezuhalten. Er lehnte sich mit dem Rücken an einen halb zerstörten Wagen, löste die Schulterstücke und die Ellenbogenkacheln seiner Rüstung, damit er die Arme freier

bewegen konnte, dann betastete er die Stelle oberhalb des Knies, um die Wunde zu untersuchen. Der Pfeil hatte sich tief ins Fleisch gebohrt, die bloße Berührung verursachte ihm brennende Schmerzen. Er würde ihn nicht selbst herausziehen können.

Als er sich wieder einigermaßen bei Kräften fühlte, bewegte er sich weiter vorwärts. Obwohl er sich inzwischen womöglich sogar so weit erholt hatte, dass er hinkend laufen konnte, vermied er es, aufzustehen. Der englische Fußsoldat, der ihn angegriffen hatte, war sicher nicht der einzige hier auf dem Schlachtfeld. Gewiss waren viele andere menschliche Aasgeier unterwegs, um die Toten zu fleddern. Besser kroch er weiter durch den Schlamm, im Schutz der dichten Nebeldecke, die sich vom Boden erhob.

Er hatte schon die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er erneut gezwungen war, innezuhalten. Seine Arme waren angeschwollen und schmerzten. Er überlegte, ob er weitere Teile der Rüstung ablegen sollte, um seine Last zu verringern, aber beinahe alle Verschlüsse, mit denen die Stahlplatten an seinem Körper befestigt waren, befanden sich am Rücken. Halbherzig glitt seine rechte Hand nach hinten, doch wie vorherzusehen war, kam er gerade einmal an seine Schulterblätter heran. Erschöpft streckte er sich aus und flehte laut zu Gott, er möge ihm neue Kräfte schenken.

Doch es war nicht Gott, der ihm antwortete. Stattdessen hörte er das Aufstöhnen eines Sterbenden.

Maynard erkannte, dass er sich auf den Körper eines Mannes gestützt hatte, der noch lebte. Schnell rückte er ab und betrachtete den Ritter, der in einer grotesken Haltung, umgeben von lauter Leichen, auf dem Boden zusammengesunken lag. Sein nordisch markantes Gesicht wurde von einem flammend roten Bart gesäumt, und er

trug eine prächtige Rüstung aus ziselierten Platten. Hartnäckig umklammerte die rechte Hand den Griff seines Schwertes; die linke hatte sich in der Mähne eines von Pfeilen durchbohrten Schlachtrosses verkrallt, als wollte er es zum Angriff antreiben. Diesen unglückseligen Krieger hatte jedoch schon der unerbittlichste aller Feinde besiegt. Zwischen den Platten des Brustpanzers klaffte eine tiefe Wunde, die bis auf den Knochen ging. Offensichtlich war sein Ende besiegelt, aber Maynard konnte trotzdem nicht einfach weiterziehen.

Als hätte der Mann seine Gedanken gehört, ließ er sein Schwert los und packte Maynards Arm. »Jang ...«, sagte er leise, die auffallend blauen Augen irrten unbeständig hin und her, ohne sich auf einen festen Punkt zu richten.

»Ist das Euer Name?«, fragte Maynard.

Der Mann nickte. »Jang de Blannen«, bekräftigte er mit festerer Stimme. »Verflucht soll der sein, der mich verraten hat ...« Er hustete Blut und wand sich in Krämpfen.

Maynard konnte es nicht glauben. Genau wie die meisten der Krieger, die hierher nach Crécy gekommen waren, hatte er den Namen schon gehört. Jang de Blannen, jedermann bekannt als König Johann von Böhmen, war einer der wichtigsten Verbündeten des französischen Königs. Er hatte noch darauf bestanden, sich ins Kampfgetümmel zu stürzen, als der unselige Ausgang des Kampfes schon gewiss war, und sich furchtlos den todbringenden Pfeilen der englischen Langbogenschützen entgegengestellt. »Dann seid Ihr also –«

»Und wer seid Ihr, Ritter?«, unterbrach ihn Jang, der sich beharrlich am Leben festklammerte. »Nennt mir Euren Namen ...«

»Maynard de Rocheblanche«, erwiderte er. »Zu Euren Diensten.«

»Und genau darum will ich Euch bitten ... um einen Dienst.«

Maynard sah ihn betrübt an. »Gott ist mein Zeuge, wenn ich könnte, würde ich Euch mit mir nehmen.« Er deutete auf die Wunde in der Brust des Mannes. »Ich fürchte jedoch, dass Ihr nicht in der Lage seid, Euch zu bewegen, mein edler Herr.«

»Ich wünsche nicht, dass Ihr mich retten, sondern dass Ihr ein Geheimnis bewahren sollt ...«

»Ein Geheimnis? Wovon sprecht Ihr?«

Jang de Blannen richtete seinen Blick auf Maynard, und fast schien es, als könnte er wieder klar sehen. Unendlich langsam zog er einen Gegenstand aus seinem eisernen Handschuh und überreichte ihn Maynard.

Der nahm ihn, ohne Fragen zu stellen. Es handelte sich um eine schmale Pergamentrolle, die in einem goldenen Ring steckte.

»Bringt das weg ... versteckt es ...«, flüsterte der König von Böhmen. »Und zeigt es niemandem ... niemals ... nicht einmal meinem Sohn.«

»Herr, habt die Güte, mir zu erklären ...«

Jang van Blannen wurde von einer heftigen Schmerzwelle gepackt und krümmte sich zusammen, Blut tropfte aus seinem dichten Bart. »Prägt Euch das gut ein, denn ich bin von demjenigen verraten worden, der es begehrte ...« Er wurde von einem Hustenanfall geschüttelt, dann machte er mit der Hand ein Zeichen, als wollte er dem Tod bedeuten, er möge warten. »Dieser verfluchte Kerl hat mich mit dem Gift geblendet ... kurz bevor ich mich in die Schlacht stürzte ...«

»Sprecht, Majestät! Enthüllt mir seinen Namen.«

Doch der König von Böhmen war am Ende seiner Kräfte.

Er ließ sich auf das Bett aus Leichen zurücksinken und sah hinauf zum bleigrauen Himmel. »Schwört, Ritter ...«, sagte er kaum hörbar. »Schwört, dass Ihr mir gehorchen werdet, ich bitte Euch ... Bevor meine Seele diesen Körper verlässt ...«

Maynard zögerte, am liebsten hätte er sich der Verpflichtung entzogen und diese Pergamentrolle weggeworfen. Er wusste nicht, warum, aber er ahnte, dass er gerade im Begriff war, einen schrecklichen Fehler zu begehen, eine Entscheidung zu treffen, die er auf ewig bereuen würde. Doch sein Pflichtbewusstsein war stärker. Er stand vor einem König, der im Sterben lag, vor einem Mann, der an seine Ritterehre appellierte. Und in den finstersten Momenten brachte nichts die Menschen mehr in die Nähe von Engeln als die Ehre.

Und so schwor Maynard de Rocheblanche, während Jang de Blannen seinen letzten Atemzug tat, das Geheimnis des Königs zu bewahren.

MARCELLO SIMONI IN HÖCHSTFORM



Marcello Simoni
DIE ABTEI DER HUNDERT SÜNDEN

Mittelalter-Thriller
Klappenbroschur, ca. 360 Seiten
ca. € D 14,95/€ A 15,40
Auch als eBook erhältlich

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »L'abbazia
dei cento peccati« bei Newton Compton editori, Rom.

© Marcello Simoni

© der deutschsprachigen Ausgabe Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten

Aus dem Italienischen von Katharina Schmidt und Barbara Neeb
Umschlagmotiv: depositphoto.com/robodread; shutterstock.com:

Davydenko Yuliia, ilolab, Morphart Creation

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Printed in Germany 2016

ISBN 978-3-95451-942-2

www.emons-verlag.de

»STELLEN SIE SICH
DIE ATMOSPHERE VON
>DER NAME DER ROSE< VOR.
DAS IST DIE FAMOSE WELT
VON MARCELLO SIMONI.«

VANITY FAIR ÜBER »DER HÄNDLER
DER VERFLUCHTEN BÜCHER«

Frankreich im Jahr 1346. Maynard de Rocheblanche hat gerade die blutige Schlacht bei Crécy überlebt, als er in den Besitz eines rätselhaften Pergaments gerät, das Hinweise auf eine kostbare Reliquie enthält. Doch das mysteriöse Schriftstück bringt ihn in höchste Gefahr: Mächtige Gegenspieler wollen es um jeden Preis an sich bringen. Maynard beginnt zu verstehen, dass er auf der Suche nach dem wertvollsten und gefährlichsten Objekt der Welt ist – dem Heiligen Gral. Und er weiß: Sollte das Pergament jemals in die falschen Hände gelangen, würde das die gesamte Welt in ihren Grundfesten erschüttern ...

Überreicht durch Ihre Buchhandlung:

www.emons-verlag.de